

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Hilda wurde bald blaß, bald roth, sie hätte blind und taub sein müssen, wenn sie nicht verstehen sollte, wohin das Alles zielte. Als nun gar ihre Mutter mit der Versicherung herausplatzte, Heinz Bergmann sei nicht nur durch seine Charakteranlagen, durch seine Vermögensverhältnisse, sondern vor Allem durch seinen soliden Lebenswandel eine ganz ausgezeichnete Parthie zu nennen, da brach das junge Mädchen los: „Mama," rief sie mit unterdrückten Thränen, „ich fürchte, ich kann ihn nicht lieben! Ich schätze ihn als einen Jugendfreund, aber ein wärmeres Gefühl für ihn habe ich nie empfunden."

Die erschreckte Gräfin glaubte solche Bedenken gar nicht aufkommen lassen zu dürfen.

„Sieh, mein liebes Kind," sagte sie, „Du bist noch viel zu jung, zu unerfahren, um die Sprache Deines eigenen Herzens zu verstehen! Du weißt noch gar nicht, was Du eigentlich empfindest. Und dann bedenke doch das Eine, Du mußt einen reichen Mann heirathen! Du, gerade Du, bist für Armuth und Entbehrung so ganz und gar nicht geeignet — es ist Deine Pflicht, in allererster Reihe darauf zu sehen, daß Du in eine passende Lebenslage kommst. Sei vernünftig, mein Kind, und denke an Deine Eltern!"

Hilda war allein geblieben. Die Mutter that ihr leid, sehr leid, aber ihr war nicht zu helfen. Sie, Hilda, wollte sich nicht verkaufen lassen, auch nicht den Ihrigen zu Liebe, auch nicht um Millionen — nicht an Heinz Bergmann, obgleich sie ihn gern hatte.

Ja, sie hatte ihn wohl gern, aber sie wollte ihn nicht heirathen. Er war so schüchtern, er warb mit so scheuer Verehrung um sie, während Harry zugriff, ihre Hand faßte und erklärte: „Du mußt mein werden — Du bist mein!" Und gerade das erschien ihr wie ein Spruch des Schicksals.

Trotzig setzte sie sich hin und nahm ihre Stickerei vor, anstatt, wie die Mutter gewünscht hatte, sich um ihre Abendtoilette zu kümmern. Und sie wollte nicht zu Bergmanns.

Da klirrte draußen ein Säbel — das konnte nur Ottbert sein. Sie hörte seine fröhliche, sorglose Stimme. Ach, er konnte ja so glücklich sein über sein Lieutenantspatent, ihm blieb vorläufig kein Wunsch übrig!

Adrien Lachenal,
Bundespräsident der Schweiz. (S. 163)

Rasch verwischte sie die letzten Spuren ihrer Thränen; sie wollte ihm seine heitere Laune nicht verderben. Er war ja jünger als sie, wenn ihr auch weitaus über den Kopf gewachsen, eine herrliche, echt kriegerische Erscheinung, aber sie erschien sich manchmal wie seine Mutter.

Mit komisch markirtem Schrecken blieb Ottbert stehen.

„Was, Du machst keine Toilette, Hilda? Mama mag ja Recht haben, daß Du des Putzes gar nicht bedarfst, aber — anziehen muß man sich doch — Unsereiner besonders! — wenn man in Gesellschaft geht!"

Und er warf einen selbstgefälligen Blick in den Spiegel. Die neue Paradeuniform saß ihm vorzüglich, sie hob seine prächtige, breitbrustige Gestalt vortrefflich hervor. Er wußte nicht, daß Mutter und Schwester dieser Uniform zu Liebe etwas von ihrem Schmuck geopfert hatten.

„Es thut mir leid, Mama zu ärgern," sagte Hilda, „aber ich kann heute nicht zu Bergmanns gehen!"

„Du kannst nicht?" versetzte Ottbert erschreckt, „ja, ist Dir nicht wohl, ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?"

„Nicht doch, liebster Ottbert, aber — man ist eben nicht immer in der Stimmung . . ."

Er trat dicht vor sie hin und sah ihr mit brüderlicher Zärtlichkeit in die Augen: „Geh', geh', Kleine, Dich hat irgendwer gekränkt!"

„Ich versichere Dir, Bruder . . ."

Aber er ließ sich nicht abweisen. Es sei sündhaft, ihn so lange fragen zu lassen. War er denn nicht da, er, dessen schönste, stolzeste Aufgabe es war, für sie einzutreten, sie zu schirmen und zu schützen?

Endlich, als sie ihm nicht mehr auszuweichen vermochte, sagte sie ernst: „Du bist ein großes Kind, Ottbert! Oder weißt Du gar nicht, daß Mama mich an Heinz Bergmann verheirathen möchte?"

„Ja, gewiß weiß ich das," gab er aufrichtig zu, „also deshalb willst Du nicht?"

„Natürlich nicht!"

Er machte ein bestürztes Gesicht.

„Der Heinz ist doch ein netter Kerl," meinte er, „freilich ein Bürgerlicher, aber der bekommt bei nächster Gelegenheit den Adel sicher. . . . Ich dachte, Du wärest ihm nicht abgeneigt. Doch, da fällt mir Harry v. Rothhausen ein, aber der kann wirklich nicht heirathen, es wäre denn eine reiche Bankierstochter!"

Mit schmerzlicher Miene hörte sie zu; von Ottbert that es ihr wehe.

„Auch Du, mein lieber Ottbert, möchtest mich gern an den Mann bringen!? Auch Du?"

Er wurde roth vor Zorn, sprang ganz heftig auf. „Ich? Aber Hilda, wie kannst Du glauben, meinetwegen . . . Nein, Mädchen, wenn Du Heinz Bergmann nicht magst, wenn Du ihn nicht sehr gern hast, dann um Gottes willen nicht! Ich dachte ja — — wenn Du aber nicht willst — ja nicht! Ich will noch gern die knappe Gage mit Dir theilen, obgleich sie wirklich knapp ist, nur denke dabei gar nicht an mich! Ich wünsche nichts als Dein Glück!"

Hilda dankte gerührt; sie bedauerte, den guten Jungen auch nur einen Augenblick in falschem Verdacht gehabt zu haben.

„So sind wir also einig," sagte sie dann, „und Du mache jetzt der Mama klar, daß wir nicht zu Bergmanns gehen!"

Ottbert zog ein langes Gesicht; so hatte er's nicht gemeint.

„Was das betrifft," hob er zögernd an, „so könntest Du wirklich gehen; das verpflichtet zu gar nichts. Da ist große Gesellschaft — tout le monde und noch etwas darüber wird da immer zusammengetrommelt — es wird sehr nett werden! Du wirst Dich amüsiren!"

„Ich bin wirklich nicht in der Stimmung! Auch kannst Du ja sehr gut allein gehen und uns entschuldigen."

„Aber nein, Hilda, was sollte ich denn sagen? Man hat Dich ja erst heute Vormittag auf der Promenade gesehen, Heinz selber, er hat es mir glückstrahlend erzählt. Du darfst nicht wegbleiben, Hilda!"

„Ich erkläre Dir, Ottbert, ich gehe nicht," antwortete sie fest.

„Wenn ich — ich Dich nun aber sehr bäte, Schwesterchen? Wenn ich Dir sagte, daß Du mir persönlich eine Freude machst? Bitte, bitte!"

Jetzt wurde Hilda aufmerksam.

„Ja, Ottbert, was geht's denn Dich an?"

Ottbert rückte verlegen seine Schärpe, zupfte sich an den paar Blondhärchen, den spärlichen Vorboten eines künftigen Schnurrbartes; endlich rückte er mit einem Geständniß heraus: „Es kommt heute Abend eine Dame zu Bergmanns, für die ich mich schauderhaft interessire. Ich möchte sie gerne mit euch bekannt machen. Sie war mit Bergmanns noch nicht bekannt, aber Harry v. Rothhausen hat es — ich glaube mir zu Liebe — mit Mühe bei seiner Mutter durchgesetzt, daß sie eine Einladung bekam."

„Warum denn mit Mühe?" fragte Hilda ganz erschrocken. „Die Dame ist doch makellos? Und warum hast Du bisher geschwiegen?"

„Ja, siehst Du, Hilda," antwortete er ganz kleinlaut, „**Deinen Widerspruch** fürchtete ich ganz besonders. Aber Du kannst ganz ruhig sein, Harry hat mich bei ihr eingeführt!"

„So sage mir doch, wer es ist!" rief sie ungeduldig.

„Nein, Du mußt sie erst sehen und sprechen! Du könntest schon ein Vorurtheil gegen sie hegen — hast vielleicht ihren Namen in irgend einem unvortheilhaften Zusammenhange gehört — thu's doch mir zu Gefallen!"

„Aber, Ottbert," sagte Hilda mit sanftem Vorwurf, „was soll ich davon denken, daß Du mir bisher nicht ein Sterbenswort gesagt hast?"

„Ach, das kam so plötzlich," bekannte er naiv, „ich wußte es ja selber kaum. Aber nun, bitte, bitte, Hilda, meinetwegen!"

Und sie sagte sich jetzt: „Es ist besser, der Gefahr offen in's Auge zu sehen." Mit kurzem Entschluß erklärte sie: „Gut denn, ich gehe heute zu Bergmanns. Laß mich jetzt, ich will an meine Toilette gehen!"

Ottbert zerdrückte sie fast in seiner dankbaren Umarmung. Dann stapfte er hinaus und brachte die Botschaft der Mutter.

„Du bist ein Teufelsjunge, Ottbert," sagte diese wohlgefällig. „Möchtest Du doch auch weiter mit dem Starrkopf Hilda so fertig werden! Denn siehst Du, sie muß den Heinz Bergmann heirathen, das ist unsere ganze Hoffnung!"

„Davon sprechen wir ein andermal, Mama," antwortete Ottbert ernst.

8.

Die erleuchteten Salons in der Villa Bergmann verriethen jenen vornehmen Wohlstand, welcher sich Niemand aufdrängen will, und doch selbst in den nebensächlichen Einzelheiten deutlich zu erkennen ist. Sah man doch nur wirklich gediegene Stoffe zu Portièren, Gardinen, Teppichen verwendet, nur gute Bilder, und zwar wenige, schmückten die Wände. Jeder dieser Räume hatte sozusagen ein künstlerisches Hauptstück, zu dessen Umrahmung sich der übrige Schmuck des Raumes anordnete. Natürlich elektrische Beleuchtung. Im Ganzen war es eine glänzende Gesellschaft, aus den Kreisen der Geld- und Geistesaristokratie. Auch der Direktor des Nationaltheaters, der jüngst mit Heinz Bergmann's Dichtung einen so ehrenvollen Erfolg davon getragen, befand sich unter den Geladenen. Einige bekannte Journalisten, ein paar hervorragende Bankiers, ein Maler, der zwar nicht eigentlich in der Mode war, dem aber von seinen Kollegen eine große — Vergangenheit bereitwilligst zugestanden wurde.

Der Kommerzienrath strahlte heute vor Vergnügen. Er erzählte Jedem, der es hören wollte, daß er nunmehr ganz gern darauf verzichte, einen Sohn zum Geschäftsnachfolger zu haben, denn er sähe ein, Heinz sei ein großes Talent, das man seiner Bestimmung nicht entziehen dürfe. Er fühle die Verpflichtung, ihn gewissermaßen der Gesellschaft abzutreten. „Uebrigens," fügte er hinzu, „brauche ich ja wohl so bald keinen Nachfolger, ich hoffe noch eine gute Weile zu leben," meinte er lachend.

„Denken Sie nur," wandte er sich an seinen Hausarzt Doktor Gundermann, „die Lebensversicherung ‚Germania' hat sich mit mir ein schönes Geschäft entgehen lassen. Vor zwanzig Jahren hat sie mich abgewiesen, weil ich einen Herzfehler hätte, und ich lebe, den vorsichtigen Leuten zum Trotz."

Doktor Gundermann zuckte die Achseln.

„Solche nicht bedauernswerthe Irrthümer kommen Gott sei Dank noch alle Tage vor."

Heinz aber, der eben an dem Arm seines Vaters hing, flüsterte diesem leise zu: „Du solltest dennoch vorsichtiger sein, Papa, denn bisweilen hast Du noch immer recht verdächtige Anfälle."

„Ah bah," versetzte der Kommerzienrath leichthin, „ich bin eben ein wenig zu dick geworden."

Unruhig und unbehaglich fühlten sich nur zwei Personen aus der Gesellschaft: Charlotte und Hilda, und zwar war für Beide die Anwesenheit einer Geladenen, der Frau v. Marlow, peinlich und störend.

Charlotte, die ihrem Sohne so leicht nichts versagen konnte, hatte sich anfangs sehr entschieden geweigert, der „Abenteurerin", wie sie rund heraus sagte, eine Einladung zu schicken. Aber seine Gründe mochten sie schließlich doch wohl überzeugt haben. Sie hatte nur noch die unangenehme Empfindung, als könnte der Kommerzienrath bei dieser Gelegenheit Näheres über die Dame und besonders über den Verkehr Harry's in ihrem Hause erfahren. Allerdings, die aristokratischen Kreise, wenigstens die Männer, behandelten Frau v. Marlow durchaus respektvoll; in der hier stärker vertretenen bürgerlichen Gesellschaft war man ungleich strenger.

Frau v. Marlow machte übrigens, abgesehen von ihrer für solchen Anlaß viel zu reichen Toilette, einen guten Eindruck. Sie schritt mit Vorsicht und Sicherheit zugleich über das Saalparkett hin — sie hatte entschieden Haltung.

Harry bemühte sich lebhaft um sie; er stellte ihr viele Anwesende vor, merkwürdigerweise zuerst einige Persönlichkeiten, denen eigentlich nicht viel an ihr gelegen sein konnte. So mußte sie es zum Beispiel ganz ausdrücklich gewünscht haben, daß man sie mit einem jungen Börsenagenten bekannt mache, der in den letzten Wochen ganz enorme Summen durch Spekulation gewonnen haben sollte. Sie zog den jungen Mann sofort auf's Lebhafteste in ein Gespräch; er war ganz verwundert über diese Auszeichnung. Dann war ein exotischer Diplomat anwesend, von dem man nichts wußte, als daß er fabelhaft reich sei; auch ihn schien Frau v. Marlow längst auf ihrer Liste zu haben. Anderen Personen gegenüber, wie dem Herrn des Hauses und einigen künstlerischen Berühmtheiten, verhielt sie sich gemessen und zurückhaltend; an ihnen war ihr offenbar weniger gelegen.

Ihr offizieller Ritter für den Abend war Harry v. Rothhausen, der denn auch bisher noch kaum Zeit gefunden hatte, Hilda zu begrüßen. Hilda beobachtete ihn unablässig; einer Berührung mit Frau v. Marlow hatte sie bisher auszuweichen gewußt. Mit unerklärlichem Bangen sah sie, wie auch ihr Bruder Ottbert um die schöne, so viel ältere Frau bemüht war. Er hatte nur für sie Auge und Ohr, wich kaum von ihrer Seite.

Da auch Heinz sich mehr noch als sonst bescheiden zurückhielt, war Hilda eigentlich ein wenig vernachlässigt.

Einer von Harry's Kameraden, Graf Fittichau, der sich schon einmal lebhaft um Hilda beworben hatte, schließlich aber zurücktrat, weil die Behrenbergs noch viel weniger hatten, als er, schien im Stillen eifersüchtig auf Harry. Er hatte sein Fehlen an der Seite Hilda's wohl bemerkt, und mit jenem geschärften Blick, den der Neid gibt, erkannte er auch, daß Hilda ihn vermisse. Die nächste Gelegenheit wahrnehmend, sagte er mit breitem Behagen zu ihr, und zwar, während sie mit Charlotten plauderte: „Hätten Sie doch, Komtesse, wie ich heute Nachmittag, Herrn v. Rothhausen gesehen! Er kutschirte Frau v. Marlow in einem prächtigen Phaëton durch den Englischen Garten. Wenn das Gespann ihm gehört, dann" — er wandte sich an Harry's Mutter — „gratulire ich."

„Ich weiß ja nicht, was der tolle Junge treibt," sagte die Baronin ganz verlegen, „aber die Pferde gehören nicht ihm — vielleicht der Dame. Mein Harry ist ein armer Offizier."

Sie sagte das Alles absichtlich und laut; lag ihr doch daran, Harry und Hilda zu trennen. Bisher hatte sie nur eine unbestimmte Ahnung gehabt, wie intim ihr Sohn mit jener etwas anrüchigen Sportdame verkehrte. Aber sie hatte aus jenem Grunde nichts dagegen: dergleichen zieht von anderen Dummheiten ab.

„Wer ist denn diese Frau v. Marlow?" fragte jetzt Hilda, mit großer Mühe unbefangen bleibend. Sie hatte Harry schon an jenem Theaterabend mit der überaus auffälligen, exzentrisch gekleideten Person in lebhafter Unterhaltung gesehen.

„Frau v. Marlow?" wiederholte Charlotte harmlos. „Ich meine, das sei bekannt. Harry ist genöthigt, sich gut mit ihr zu halten; sie steht, wie man allgemein behauptet, den Geheimnissen der Rennbahn sehr nahe. Und da er — leider! — sehr stark wettet, mag sie ihm wohl nützen können. Es ist das Alles ja sehr traurig, daß der arme Junge auf derlei angewiesen ist, aber ich vermag's nicht zu ändern. Sie wissen ja, Komtesse, am Turf gewinnen zumeist die gut Informirten, so ist er an Frau v. Marlow gerathen. Natürlich ist mir das gar nicht recht, denn die Person hat keinen guten Ruf . . ."

Der Hieb saß — Hilda verfärbte sich. War

das auch aristokratisch, gewissermaßen auf Schleichwegen das Spielglück zu zwingen? Und in diesem Augenblick stieg der bürgerliche Dichter im Kurse.

Heinz wurde von allen Seiten umdrängt, etwas aus seinem neuen Stücke vorzutragen. Man wußte allgemein, daß er ein Schauspiel „Die Armuth" schrieb. Aber er lehnte es ab, sein Drama sei noch unfertig. Der Theaterdirektor widersprach ihm lächelnd.

„Mein verehrter Freund," sagte er, „Ihr Drama ist ungelesen vom Nationaltheater angenommen, was ich hiermit in voller Oeffentlichkeit erkläre. Auch wenn sich noch Schwächen und kleine Mängel darin finden sollten, so werden wir auf den Proben Gelegenheit haben, sie auszumerzen. Aber das wirkliche Talent ist viel zu selten, als daß es durch seine eigene Bescheidenheit in den Hintergrund gedrängt werden darf."

Man war nahe daran, dem jungen Mann schon heute zu dem künftigen Erfolge zu gratuliren; er aber wehrte entschieden ab. Er schien sein Glück zu verdienen, und ein Kind des Glückes war er. Seine Bahn war geebnet, gütige Feen hatten Alles in seine Wiege gelegt: Reichthum, Begabung, angenehme Persönlichkeit. Es war fast ein Wunder zu nennen, daß ihm bei Allem noch ein klares Urtheil über sich selbst verblieben war.

Da man noch immer darauf bestand, Heinz lesen zu hören — man wußte, daß er es mit vielem Ausdruck und feinem Verständniß that — suchte er einiges aus Schiller's „Demetrius" hervor. Er las ergreifend, und etwas wie träumerische Schatten schienen sich auf sein edles Gesicht zu senken. Man applaudirte, aber doch ein wenig befremdet, denn wer in dieser Gesellschaft interessirte sich heute für „Demetrius"?

Nachträglich erst erklärte Heinz der Komtesse Hilda, „Demetrius" sei seine Lieblingsdichtung. Nie habe ihn etwas tiefer ergriffen, als das bewegte Schicksal dieses edlen Jünglings, der sich mit dem heiligen Rechte der innersten Ueberzeugung für einen Fürstensohn, für den Erben einer Krone hielt, der um diese Krone kämpfte, und unterging, als er erkennen mußte, daß seine innere Stimme ihn betrogen hatte.

Hilda hörte ihm aufmerksam zu; es ging etwas von ihm aus, das unwillkürlich fortriß. Und doch konnte sie ein Bedenken nicht unterdrücken. Dieser Mann, der da so heiß werden konnte für den armen Pseudoprinzen, konnte unmöglich in unseren Tagen als Dichter Erfolg finden.

„Sie hätten," sagte sie ernst, „für Ihr Drama einen ähnlichen Stoff wählen sollen. Warum ‚Die Armuth', von der Sie doch nichts wissen?"

Heinz war ganz betroffen, eine so reife Bemerkung aus diesem Munde zu hören. Er hatte sie bis jetzt für ein reizendes Spielzeug gehalten.

„Freilich," erwiederte er, „von der Armuth weiß ich nichts — in dem Sinne, als ich sie nicht praktisch durchlebt habe. Aber sollten wir nicht durch warmes Mitgefühl zum Verständniß der Armuth gelangen können? Sollte ich nicht auch ein mir fremdes Gebiet mit Hilfe der Phantasie schildern können, wie Schiller in seinem ‚Tell' die Schweiz schilderte, ohne sie je gesehen zu haben?"

„Ich weiß nicht, ob ich Recht habe," versetzte sie, „mir schien es immer, wenn mich etwas so recht packte, so recht im Innersten ergriff, als müsse der Dichter das selbst durchlebt, selbst empfunden haben, nicht nur erdacht und ersonnen!"

„Vielleicht ist Ihre Anschauung durchaus richtig, Komtesse. Aber eine Art von Demetrius, also ein Prätendentendrama, bin ich heute nicht im Stande, zu schreiben."

„Und weshalb jetzt noch nicht?" fragte sie lebhaft.

„Weil ich gewissermaßen noch selbst inmitten des Schicksals dieses Pseudoprinzen, dieses Prinzen von Einbildungs-Gnaden stehe. Ich fühle mich ganz als ein anderer Demetrius, das heißt, verstehen Sie mich richtig: ich fühle mich wie ein Prätendent für den Thron im Reiche der Kunst. Ich bin zum Kaufmann geboren und erzogen, man hat mich eigentlich nur studiren lassen, weil das heute so an der Tagesordnung ist. Und während ich mich mit den Werken der alten Klassiker beschäftigte, da glaubte ich aus der todten Sprache einen Ruf ertönen zu hören, ganz wie jener Prinz ihn vernahm. Da meinte ich es in mir erwachen zu fühlen, wie das Bewußtsein eines heiligen Rechtes, und ich begann für dieses Recht zu kämpfen. Freilich, ganz wie Jenem, steigen auch mir immer wieder Bedenken auf, ob ich der echte Erbe — nicht einer Krone, wohl aber jener herrlichen Verlassenschaft der großen Dichter sei, oder nur ein Usurpator — ob mich Gewöhnung und Erziehung nur in jenen höheren Schwung versetzt haben, mit welchem es ganz leicht erscheint, poetischen Anwandlungen nachzuhängen, oder ob in meiner Brust wirklich die heilige Flamme glüht — mit einem Wort, ob ich der wahre oder der falsche Demetrius sei."

Während er sprach, hing sein Blick begeistert an Hilda.

Er flüsterte jetzt: „Wenn Sie mir Hoffnung geben wollten, Hilda, so, ich weiß es, würde ich der echte Demetrius, und ein weites, herrliches Reich läge mir zu Füßen, und Sie, meine Theure, Sie wären dessen Königin."

Noch versuchte Hilda leicht, ihm auszuweichen; da begegnete sie dem bittenden Blick ihrer Mutter und reichte ihm wie zustimmend die Hand.

Wie ein magischer Strom durchrieselte es ihn bei der Berührung dieser zarten, weichen Hand. Er, der gestern noch mit stolzem Mannesmuthe um sie kämpfen wollte — ihr fernbleiben, bis er vor sie hintreten konnte, nicht als der Sohn eines reichen Mannes, sondern als seiner Thaten Sohn — heute erlag er dem duftigen Zauber ihres Wesens. Und als nun gar ihre Hand einen Augenblick in der seinen ruhte, da stürzten alle Bedenken zusammen, er empfand nur noch das Eine, daß er's in seiner Macht hatte, diese Hand festzuhalten, heute und immerdar. Er wollte seinem Gelöbniß deshalb nicht untreu werden, im Gegentheil: verdienen wollte er sie, weil sie sein eigen war!

„O, wenn Sie mir noch heute eine bestimmte Antwort geben würden, Hilda," beschwor er sie, „Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machten."

„Nur heute noch nicht," flüsterte die Komtesse, und blickte ängstlich auf Harry, der sich eben von Frau v. Marlow losmachte und flammenden Auges zu ihnen hinübersah.

Heinz zuckte zusammen.

„Er hat doch kein Recht auf Sie?" fragte er.

„Nein, mein Freund, aber er hatte immer gehofft, es zu erhalten."

„Gut denn, so wollen wir heute noch schweigen," sagte Heinz und bot Hilda den Arm, denn man rief eben zu Tische. Aber was der junge Mann verschwieg, das verrieth seine glückstrahlende Miene.

Harry's Antlitz wurde von Haß und Neid fast entstellt. Er konnte keinen Schritt in diesen Räumen thun, ohne sich zu sagen: „Das Alles wäre mein, wenn nicht Heinz wäre!" Und er knirschte mit den Zähnen, er ballte unbemerkt die Faust, er mußte irgend eine Wendung herbeiführen.

In diesem Augenblick kam Ottbert, Frau v. Marlow am Arme führend, geradenwegs auf Hilda zu; sie konnte ihnen nicht entgehen. Ottbert stellte vor, die beiden Damen wechselten einen forschenden Blick, einige Redensarten miteinander. Hilda empfand etwas wie unbestimmte Angst, als sie diese weltweise, anspruchsvolle Dame am Arme ihres jugendlichen Bruders sah; Frau v. Marlow mochte sich wundern, weshalb sie das gräfliche „Gänschen" mit so großen Augen anstarre.

Einige Augenblicke später suchte Ottbert seine Schwester allein auf. Der junge Offizier glühte vor glückseliger Erregung.

„Ist sie nicht entzückend, Hilda?"

Er bot ihr den Arm und wollte sie auf die Seite führen. Aber Hilda war beunruhigt, erschreckt, so hatte sie den guten Jungen noch nie gesehen. Und sie sagte: „Mir will scheinen, Ottbert, als könnte sie Deine Mutter sein!"

Mit Entrüstung ließ er ihren Arm frei.

„Das hätte ich nicht geglaubt, daß auch Du neidisch sein kannst auf einen gesellschaftlichen Erfolg!"

Und er ließ die Schwester stehen, um „seine" Dame aufzusuchen.

Man hatte Platz genommen zu einem glänzenden Mahle. Das Beste der Saison wurde aufgetragen. Nicht in jener prahlerischen Weise, die neuerdings so vielfach Platz gegriffen hat, sondern in guter, alter Art, ohne Ueberladung, aber gediegen und in vortrefflicher Auswahl. Gute alte Weine, von denen der Kommerzienrath ein ganz besonderer Freund war, fehlten selbstverständlich nicht.

Wiederholt ermahnte Heinz seinen Vater, nicht so viel von dem schweren Rothwein zu trinken, den er heute aus seinem reichbestellten Keller hervorgesucht hatte — er werde Herzklopfen bekommen. Aber der Kommerzienrath wehrte lachend ab, er sei heute zu glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

Adrien Lachenal, Bundespräsident der Schweiz.

(Mit Porträt auf Seite 161.)

Nachdem 1895 Bundesrath Joseph Zemp das alljährlich wechselnde Ehrenamt des schweizerischen Bundespräsidenten bekleidet hatte, wurde am 12. Dezember 1895 Adrien Lachenal zu seinem Nachfolger gewählt. Der neue Bundespräsident, dessen Porträt wir auf S. 161 bringen, ist am 19. Mai 1849 zu Genf geboren und von Beruf Advokat. Auch auf politischem Gebiete ist Lachenal früh hervorgetreten; 1881 berief ihn der Kanton Genf in den Ständerath, dessen Mitglied er bis 1884 blieb, um dann in den Nationalrath überzugehen, dessen Präsident er in der Session 1890/91 war. Seine staatsmännische Begabung, seine Tüchtigkeit als Jurist und sein lauterer Charakter erwarben ihm in gleicher Weise das allgemeine Zutrauen, deswegen wurde Lachenal 1892 für den ausscheidenden Droz mit 139 von 159 Stimmen in den Bundesrath gewählt; 1895 war er dessen Vizepräsident.

Schloß Leopoldskron.

(Mit Bild auf Seite 164.)

Von der sogenannten Ludwigsaussicht des Mönchsberges bei Salzburg hat man eine prächtige Aussicht auf den sagenreichen Untersberg, an dessen Fuße Schloß Leopoldskron liegt (siehe das Bild auf S. 164). Letzteres, in italienischem Style gebaut und von König Ludwig I. von Bayern mit reichen Kunstschätzen ausgestattet, liegt eine halbe Stunde von Salzburg entfernt. Jetzt sind die Schätze weggeführt, das Schloß ist als Sommersitz der bayerischen Herrscher aufgegeben. Im großen Weiher des Parks befindet sich jetzt die Schwimmschule. Wer den Untersberg besteigen will, muß an Schloß Leopoldskron vorüber und durch das Leopoldskroner Moos (Moor) bis Glaneck, von wo aus der Aufstieg zur Firmiansalpe beginnt.

Des Alters Trost.

(Mit Bild auf Seite 165.)

Dem ehrwürdigen Greise, den uns A. v. Wahl auf dem Gemälde, das unser Holzschnitt S. 165 wiedergibt, in einem Lehnsessel sitzend zeigt, wurden sein treues Weib und hoffnungsvolle Söhne von der Seite gerissen. Ein Trost nur ist ihm in seinem Alter geblieben: das holde Töchterlein, das treu bei ihm aushält, ihn pflegt und durch ihr liebevolles Walten seinen Lebensabend verschönt. Der Maler hat sie dargestellt, wie sie, in ihrem Jugendreiz einen anmuthigen Gegensatz zu den strengen Zügen des Vaters bildend, neben diesem sitzt und ihm aus dem „Buch der Bücher" vorliest. Der Greis hält die Hände über dem Stabe, auf den er sich beim Gehen zu stützen pflegt, gefaltet und hört andächtig zu.

Zwei Gemälde.

Erzählung von **O. Jansen.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Wie die Naturgewalten zuweilen — man kann wohl sagen periodisch — durch außergewöhnliche Ereignisse, durch Erdbeben, gewaltige Ueberschwemmungen oder sonstige Schrecknisse unsere alte Mutter Erde heimsuchen, so scheinen nach ähnlichen Gesetzen auch andere Kalamitäten über die Menschheit periodisch hereinbrechen zu müssen. Wir meinen die großen Krisen des Geld- und Handelsmarktes, durch welche die civilisirten Völker zuweilen sehr eindringlich daran erinnert werden, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, daß Bilanzen und Schuldforderungen trügerisch sind, und Wechsel mit den vermeintlich besten Unterschriften sich schnell in werthlose Zettel verwandeln können.

Eine solche gewaltige, alle Verhältnisse erschütternde Handelskrisis war die vom Jahre 1656, die in den gewerbsfleißigen Niederlanden zahllose Bankerotte veranlaßte, darunter auch den höchst bedauerlichen des berühmten Malers Rembrandt, der infolge von Bürgschaften, die er für befreundete Geschäftsleute übernommen, sein erhebliches Barvermögen, sowie auch seine schönen Kunstsammlungen und sein stattliches Haus am Buttermarkt zu Amsterdam einbüßte, so daß der geniale Künstler in seinem fünfzigsten Lebensjahre gänzlich verarmte.

Indessen gibt es bei allen derartigen Katastrophen vom Glück Begünstigte, die dem allgemeinen Verderben zu entrinnen verstehen. Zu diesen Glücklichen gehörten Melchior van Knyp und dessen Sohn Kornelius, die in der Amstelstraße zu Amsterdam, nahe dem Buttermarkt, ihr geräumiges Wohn- und Geschäftshaus besaßen. Van Knyp und sein Sohn importirten aus Rußland Hanf und Flachs. Den weisen Maßregeln des klugen und vorsichtigen Herrn Melchior war es zu verdanken, daß die solide Firma im Wirbelsturm der großen Krisis unerschütterlich fest stand und keine nennenswerthen Verluste erlitt.



Schloß Leopoldskron und Untersberg, von der Ludwigsaussicht am Mönchsberg bei Salzburg gesehen. Nach einem Gemälde von F. Feldhütter. (S. 163)

Kornelius, der einzige Sohn und Erbe des alten reichen Herrn Melchior, war ein hübscher, vornehm aussehender junger Mann und seit einiger Zeit verlobt mit Adriana van Cleef in Leyden, der Tochter einer sehr reichen Wittwe. Man befand sich im Mai; die Hochzeit sollte im September sein; so war's abgemacht.

Vater und Sohn arbeiteten eines Vormittags Beide im Komptoir. Da hob der alte Herr den Kopf vom Hauptbuche empor, rückte die Brille zurecht und fragte bedächtig: „Sag' doch, Kornelius, hast Du schon daran gedacht, was Du Deiner Braut zu ihrem Geburtstag am 2. Juni schenken willst?"

„Wohl habe ich schon darüber nachgedacht, Vater, bin aber noch zu keinem bestimmten Entschlusse gekommen," versetzte der junge Mann.

„Ei nun, schenke ihr Dein Bildniß! Du weißt doch, daß sie es sehnlich wünscht, weil sie so über alle Maßen in Dich verliebt ist."

„Ja, wenn es nur nicht so theuer wäre! Ich sprach vor geraumer Zeit mit unserem Nachbar Rembrandt darüber; der verlangt aber sechsunddreißig Dukaten für ein solches Bild."

„Hoho!" lachte der Alte. „Es sind jetzt gar schlechte Zeiten für die Herren Maler. Jetzt wird er's schon billiger thun, wird froh sein, wenn er überhaupt nur etliche Gulden verdienen kann! Er ist bankerott; gestern haben die Kommissare der ‚Boedelkamer' die Inventur seines gesammten Eigenthums aufgenommen, Alles ist gepfändet; nächstens muß er sein Haus verlassen. Gehe noch heute zu ihm hin, Kornelius; Du erhältst jetzt sicherlich Dein Porträt in meisterhafter Ausführung für den halben Preis!"

„Recht hast Du, Vater. Ja, wenn Meister Rembrandt achtzehn Dukaten verdienen will, so soll er mich für Adriana malen." —

Nachmittags gegen drei Uhr schritt Kornelius van Knyp die Amstelstraße hinab nach dem Buttermarkt. Dieser Marktplatz heißt jetzt „Rembrandtplatz" und es schmückt ihn die von schönen Anlagen umgebene Statue des großen Künstlers. Nahe beim Denkmal bezeichnet eine einfache Gedenktafel das Haus, in welchem Rembrandt von 1640 bis 1656 gewohnt hat.

Die vielen gepfändeten Kunstsachen in seinem



Des Alters Trost. Nach einem Gemälde von A. v. Wahl. (S. 164)

Atelier und in seiner Wohnung sollten am nächsten Tage abgeholt und zur öffentlichen Versteigerung gebracht werden. Es war vorauszusehen, daß bei den dermaligen schlechten Zeitverhältnissen die herrlichen Sachen bei Weitem nicht nach ihrem Werthe in der Auktion bezahlt werden würden.

Trübe sinnend und mit sorgenvoller Miene stand der geniale Künstler, dessen Haupthaar schon stark ergraut war, in seinem Wohnzimmer vor einem mit wunderbarer Meisterschaft gemalten Bilde. In ganzer Figur stellte es Saskia, die schöne Friesin, vor, seine erste Frau, die im Jahre 1642 der Tod ihm entrissen hatte. Ach, er hatte die heitere, anmuthige und schöne blonde Saskia so sehr geliebt!

Hinter ihm stand mit finsterer Miene seine zweite Frau, die allerdings recht passend als Modell für eine Xantippe hätte dienen können, und sandte schele Blicke bald auf ihren Ehemann, bald auf das Bildniß. Es schien fast so, als ob sie ungeachtet ihres großen Verdrusses und Unwillens über das finanzielle Unglück, welches den Haushalt betroffen und worüber sie ihrem Manne schon die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, dennoch im Grunde ihres Herzens ganz zufrieden damit sei, daß Saskia's Bildniß fortgeschafft und versteigert werde.

Da sie gewohnt war, ihrer spitzen Zunge freien Lauf zu gönnen, so wollte sie eben einige bittere Anzüglichkeiten vom Stapel lassen, als sie durch den Eintritt des Mynheer Kornelius van Knyp daran gehindert wurde.

Der Künstler und der junge Kaufherr begrüßten sich freundschaftlich als Nachbarn und gute Bekannte.

„Meister Rembrandt, habt Ihr wohl Zeit zu einer eiligen Arbeit?" fragte dann Kornelius.

„Zeit genug, Mynheer," versetzte seufzend der Maler. „Mit Bestellungen wird man jetzt wahrhaftig nicht überlaufen."

„Es handelt sich um die rasche Anfertigung meines Bildnisses, welches ich meiner Braut in Leyden zum Geburtstag schenken will. Darüber habe ich schon früher mit Euch gesprochen — Ihr verlangtet damals sechsunddreißig Dukaten. Das ist mir zu viel, Meister. Die Zeiten sind wirklich gar zu schlecht; das Geld ist zu knapp."

„Wohl wahr ist's, was Ihr sagt, Mynheer! Und die Kunst geht nach Brod; ich wenigstens, denn ich bin ruinirt. So werde ich es billiger thun. Was bietet Ihr mir für die Arbeit?"

„Achtzehn Dukaten."

„Wohl, ich bin's zufrieden."

„Wie rasch könnt Ihr das Bild liefern?"

„Fünf Tage werde ich dazu gebrauchen."

„Wie viele Sitzungen sind erforderlich?"

„Nur drei."

„Hier bei Euch?"

„Ja, so ist's am besten. Aus besonderer Gnade der hochmögenden Herren Kommissare der Boedelkamer bleibe ich noch vierzehn Tage hier wohnen. Dann muß ich mich mit meiner Kunst in irgend einer dumpfigen Seitenstraße verkriechen, wo die Miethswohnungen billig sind."

Indem er dies sagte, lächelte der geniale Maler schwermüthig.

„Es thut mir leid, daß es Euch jetzt so schlecht ergeht, Meister Rembrandt," sprach der junge Kaufherr, in welchem sich ein Gefühl des Mitleids regte, doch fand er sich gleichwohl nicht bewogen, dem Künstler einen höheren Preis zu gewähren. Die Familie van Knyp war sehr sparsam, und ihre stets berechnende Sparsamkeit wurde nur durch die noch größere der Familie van Cleef in Leyden übertroffen.

Das Porträt wurde rasch von Rembrandt mit gewohnter Kunstfertigkeit höchst charakteristisch und lebensvoll gemalt. Man kann es noch heute bewundern. Es hängt in der Gallerie des Louvre, im Saale der niederländischen Meister und ist im Katalog aufgeführt als „Porträt eines jungen Mannes".

Als es fertig war, sagte Kornelius zu dem Künstler: „Ich wünsche sehr, daß meine Braut Adriana sich ebenfalls für mich von einem tüchtigen Maler porträtiren lasse. Kennt Ihr vielleicht einen empfehlenswerthen Meister in Leyden?"

„Gewiß, Mynheer!" versetzte Rembrandt. „In Leyden lebt Gerard Dow, mein lieber Freund und vor langen Jahren mein talentvollster Schüler. Er wird das Bildniß von Juffrouw Adriana ganz vorzüglich malen, denn er ist ein echter Künstler."

2.

In der schönen Universitätsstadt Leyden — die in früheren Zeiten noch viel volkreicher und größer war als jetzt — durchfluthet den südlichen Stadttheil ein breiter und tiefer Kanal, genannt Steenschuur-Kanal. An demselben befindet sich der geräumige Exerzierplatz und in neuerer Zeit sind dort auch einige zur Universität gehörige Gebäude errichtet worden.

In alter Zeit aber erhoben sich da viele stattliche Wohnhäuser. Dieselben wurden zerstört und völlig zertrümmert durch ein entsetzliches Ereigniß, welches am 12. Januar 1807 stattfand. Auf dem Kanal flog ein mit Pulver beladenes Schiff in die Luft. Die fürchterliche Explosion vernichtete fast den ganzen Stadttheil, und viele hundert Menschen büßten bei dem Unglück das Leben ein.

In einem stattlichen Hause am Steenschuur-Kanal wohnte und wirkte im Jahre 1656 der berühmte Maler Gerard Dow, der geniale Meister der Kleinmalerei, dessen wohlverdienter Ruhm die Jahrhunderte überdauert hat. Er war der Meissonier seiner Zeit. So zierlich, sauber und peinlich naturgetreu waren seine Arbeiten, daß die Liebhaber und Kenner schon zu Lebzeiten des Künstlers sehr hohe Preise dafür zahlten. Dow war sieben Jahre jünger als Rembrandt, dessen liebster Schüler er einst gewesen war. In seiner Jugend hatte er Porträts gemalt und sich dafür „zwanzig Stüber für die Stunde" berechnet. Nun aber that er es nicht mehr so billig. Er war durch seine einträgliche Kunst rasch wohlhabend geworden und lebte äußerst glücklich und heiter mit seiner schönen liebenswürdigen Frau Philippa.

In seinem Atelier saß der Meister und betrachtete mit höchst zufriedener Miene ein eben fertig gewordenes kleines Bildchen von kaum Quadratfußgröße. Seine Frau saß neben ihm.

Das Bild stellte das Innere einer Küche vor mit vielen blanken Geräthen und zahllosen darauffallenden schimmernden Lichtreflexen. Am Herde stand in effektvoller Beleuchtung ein zierliches Weibchen — wozu Philippa wohl als Modell gedient hatte — und rührte mit einem Holzlöffel in einem kupfernen Kessel herum, der an einem Haken über dem Feuer hing. Im Vordergrunde links sah man einen Besenstiel stehen — auf dem Bildchen erschien er nur etwa so groß wie ein Bleistift — aber dieser Besenstiel war mit bewunderungswürdiger Virtuosität gemalt, wie man niemals zuvor und niemals wieder nachher einen Besenstiel gemalt hat.

Ein Freund und Zeitgenosse des Künstlers, der Maler, Kupferstecher und Kunsthistoriker Joachim Sandrart, berichtet aber auch, daß Dow drei Tage damit zugebracht habe, um den besagten merkwürdigen Besenstiel zu malen.

„Das ist wahrlich ein schönes Bild geworden, Gerard," sagte Frau Philippa. „Du mußt einen guten Preis dafür fordern, wenn einmal ein Kunstliebhaber Verlangen darnach trägt."

„Das versteht sich, mein süßes Weibchen," versetzte der Maler. „Es sind freilich jetzt sehr schlechte Zeiten in den gesegneten Niederlanden wegen der verwünschten großen Handelskrisis. Aber gleichviel, meine Bilder stehen doch noch immer gut im Preise. Ich gebe mir freilich auch Mühe genug. Ein Gemälde so schnell auf die Leinwand zu werfen, wie David Teniers der Jüngere, der an einem Vormittag eine seiner meisterhaften Bauernkneipen malt, dazu bin ich nicht fähig. Die Bilder von Teniers sind gewiß bewundernswerth; aber sie sind keck mit dem breiten Pinsel gemalt und nicht sorgsam mit der feinsten Pinselspitze, wie die meinigen, welche deshalb auch die allergenaueste Prüfung unter der Lupe siegreich bestehen können."

Die Kunstbetrachtungen des Ehepaars wurden unterbrochen durch den Eintritt von drei Personen.

Es waren Mevrouw van Cleef, eine stolz und herrschsüchtig aussehende dicke Dame in mittleren Jahren, und deren Tochter Adriana, gefolgt von einer Magd, welche ein in ein Tuch gehülltes Gemälde trug.

Adriana war einundzwanzig Jahre alt und schien auch mit den Charaktereigenthümlichkeiten ihrer Mutter ausgestattet zu sein. Ihr nicht gerade unschönes Antlitz sah recht unsanft aus; es waren demselben die herben Züge der Verbissenheit und des Trotzes allzu deutlich aufgeprägt.

„Meister Dow," sagte die reiche Wittwe, nachdem die Begrüßungen vorüber waren, „habt doch einmal die Güte, dies Bild anzuschauen."

Und sie enthüllte das Gemälde, welches sie der Magd abgenommen hatte.

„Von Rembrandt!" rief der Künstler entzückt.

„Ist es gut?"

„Meisterhaft!"

„Es stellt Mynheer Kornelius van Knyp in Amsterdam vor, den Bräutigam meiner Tochter. Das Bild hat er ihr zum Geburtstag geschenkt."

„Ein passenderes und schöneres Geschenk hätte der junge Herr nicht machen können."

„Nun denn, Mynheer Kornelius wünscht als Gegengeschenk Adriana's Bildniß, von Euch gemalt. Es soll gewissermaßen ein Seitenstück werden zu diesem hier, und beide Gemälde sollen später, nebeneinander hängend, das Staats- und Besuchszimmer des jungen Ehepaares schmücken. Seid Ihr geneigt, die Arbeit zu übernehmen?"

„Sehr gerne, Mevrouw van Cleef!"

„Wie würde der Preis sein?"

„Hundertzwanzig Dukaten."

Die dicke Wittwe wäre beinahe in Ohnmacht gefallen vor Schreck. Unangenehm überrascht sahen sie und ihre Tochter sich an.

„Aber das ist ja gewaltig viel Geld, Meister Dow!" rief endlich die Erstere höchst erregt, nachdem sie von ihrem Schreck sich einigermaßen erholt hatte.

„Billiger kann ich's nicht machen. Es ist mein gewöhnlicher Preis."

Mutter und Tochter berathschlagten nun eine Weile miteinander; sie erwogen, daß das kostbare Bild ja doch in der Familie bleiben würde. Doch fand noch längeres Feilschen statt. Mevrouw van Cleef bot zuerst neunzig, dann hundert Dukaten. Aber der eigensinnige Maler ließ sich keinen einzigen Dukaten abdingen. So mußten die sparsamen Damen denn schließlich doch nachgeben.

Es wurde vereinbart, daß Dow das Porträt im Hause der Wittwe — die prunkvoll in der Brandestraat, der Hauptstraße der Stadt, wohnte — malen solle. Etwa dreißig Sitzungen würden wohl nöthig sein, erklärte der Künstler.

Darnach verließen die Besucherinnen das Atelier.

Als sie fort waren, sagte Frau Philippa: „Diese Adriana sieht ziemlich sauer und unfreundlich aus. Du mußt ihr Porträt ein wenig geschmeichelt, etwas lächelnd, malen, sonst kann's damit wahrhaftig unmöglich gut gehen!"

„Nein, das kann nicht sein, liebe Philippa!" rief Dow. „Ich male die Natur und keine Phantastereien. Jede unwahre Schmeichelei ist mir zuwider. So zierlich und genau und gewissenhaft, wie ich dieses Bild hier gemalt habe, so werde ich auch Juffrouw Adriana malen!" —

Wie gesagt, so gethan! Der Künstler gab sich alle Mühe und schuf ein wahres Meisterwerk. Aber so meisterhaft auch das Gemälde an sich war, so sah doch der dargestellte Gegenstand, die junge Dame nämlich, nichts weniger als liebreizend aus, mit der unsanften Miene und dem eigenthümlichen Zuge von Verbissenheit und Ingrimm um den Mund.

Dieser Ausdruck war vielleicht noch intensiver gerathen, als er eigentlich billigerweise hätte sein sollen. Die Schuld daran trugen unzweifelhaft die vielen ermüdenden Sitzungen, welche der nur sehr langsam in seiner Arbeit fortrückende Meister brauchte, der nicht bedachte, daß eine junge Dame nicht so viel Geduld besitzt, wie ein unempfindlicher Besenstiel.

So übermäßig gewissenhaft malte Dow, daß er sogar eine kleine Warze nicht vergaß, welche links von Adriana's Nase sich bemerkbar machte. Allerdings befand sich dieselbe im Halbschatten. Doch wenn man eine Lupe zu Hilfe nahm, so entdeckte man mit Erstaunen auf dem Gemälde in naturgetreuester Wiedergabe sogar die goldgelben feinen Härchen, welche die besagte Warze umgaben.

Mutter und Tochter waren mit dem Bilde ganz und gar nicht zufrieden und verhehlten ihren Unmuth dem Maler nicht, der darauf mit Künstlerwürde erklärte, daß das Bild zu seinen allerbesten Werken gehöre. Wenn die Auftraggeberinnen ihm dasselbe nicht abnehmen wollten, so wär's ihm auch recht; er würde das Bild dann öffentlich ausstellen und sicherlich bald einen gut zahlenden Käufer dafür finden.

Das wollten aber die beiden ergrimmten Damen durchaus vermeiden. Eine öffentliche Ausstellung des Porträts hätte sicher zu allerlei Spöttereien in der Stadt Anlaß gegeben. So bezahlte die Wittwe denn widerwillig den vereinbarten Preis.

„Mutter, laß uns das verwünschte Bild in's Feuer werfen!" rief Adriana nachher.

Aber gegen solchen Vorschlag sträubte sich energisch der haushälterische Sparsamkeitssinn der reichen Leydenerin. „Aber Kind," schrie sie, „so bedenke doch, es ist ein Bild, welches uns hundertzwanzig Dukaten kostet!"

„Ich mag's nicht ansehen."

„Ich auch nicht!"

„Ich habe eine gute Idee," sagte Adriana. „Wir haben Kornelius versprochen, ihm mein von Dow gemaltes Bildniß, seinem Wunsche gemäß, zu schenken. Wohl, er soll das Bild haben, aber soll es niemals sehen."

„Ich verstehe Deine Idee nicht, mein Kind."

„Es lebt hier ein junger Maler, der wohl nicht so berühmt ist, als Dow, aber der eine meiner Freundinnen recht hübsch porträtirt hat, und zwar für nur drei Dukaten. Er soll auch mich malen. Dann verstecken wir Dow's Bild hinter dem neuen Porträt."

Ihre Mutter fand diesen Einfall sehr sinnreich. Derselbe wurde richtig in's Werk gesetzt. Der junge Maler, dessen Namen nicht auf die Nachwelt gekommen ist, wurde gerufen und malte schnell Adriana's Bildniß, höchlich geschmeichelt und lächelnd wie eine Wachsfigur. Er fügte auch noch einen grünen Papagei hinzu, der auf einer weißen Stange hockte und so aussah, als wäre er ausgestopft. Dies Bild wurde in dem geschnitzten Holzrahmen über Dow's Arbeit sorgsam und zweckmäßig befestigt, so daß das Werk des Pfuschers völlig das Werk des Meisters verbarg — für alle Ewigkeit, wie Adriana meinte.

Diese Ewigkeit dauerte aber nicht gar so lange — sie dauerte nur einhundertsechsundsechzig Jahre!

— — — — — — — — — — — —

Nachdem Mynherr Kornelius van Knyp das Geschenk seiner Braut erhalten hatte, ging er damit zu Rembrandt, um ihm das vermeintliche neue Kunstwerk von Dow zu zeigen.

Der geniale Künstler brach in ein schallendes Gelächter aus und rief: „Dies jämmerliche Machwerk soll von Dow sein? Kein Pinselstrich ist von ihm! Mein bester Mynheer van Knyp, Eure Liebste hat Euch hinter's Licht geführt. Wahrscheinlich ist ihr Dow zu theuer gewesen und so ist sie zu einem Pfuscher gegangen. Doch nehmt's so an, wie sie es will! Um des lieben Friedens in der zukünftigen Ehe willen rathe ich Euch, laßt es niemals merken, daß Ihr die Schelmerei Eurer Liebsten durchschaut habt!"

Kornelius van Knyp befolgte Rembrandt's weisen Rath. Seine Ehe mit Adriana wurde trotzdem keine besonders glückliche. Die Herrschgelüste und die Zanksucht seiner Frau verbitterten ihm oft das Dasein.

3.

Ein Jahrhundert verstrich. Um das Jahr 1760 war Kornelius van Knyp's Urenkel Inhaber der alten renommirten Hanf- und Flachs-Importfirma. Leider besaß er nicht den vorsichtigen Geschäftsgeist seines Vorfahren, des alten Herrn Melchior, und so geschah es, daß er durch unglückliche verfehlte Spekulationen das Geschäft zu Grunde richtete. Die alte Firma mußte liquidiren und erlosch. Um Geld zu schaffen, hatten viele Werthsachen der Familie verkauft werden müssen, darunter auch das von Rembrandt gemalte Porträt des Mynheer Kornelius van Knyp, welches für einige tausend Gulden losgeschlagen wurde und, nachdem es durch die Hände mehrerer Besitzer gegangen, endlich, wie schon erwähnt, einen Ehrenplatz in der Gallerie des Louvre fand.

Man hatte auch versucht, das Bildniß von Adriana van Cleef zu verwerthen — einer Familienüberlieferung zufolge sollte es ja von Gerard Dow gemalt sein. Aber die Kunsthändler und Gemäldekenner erklärten bestimmt, das Bild sei kein Dow, sondern nur das werthlose Machwerk eines armseligen Pinslers. Also war kein Verkauf zu Stande gekommen.

Und immer mehr bergab ging's mit den van Knyps, wie das ja zuweilen so geschieht mit den Nachkommen ehemals reicher und hochangesehener Familien. Im Jahre 1822 hauste ein gewisser Floris van Knyp mit seinen Angehörigen in der armseligen Dachwohnung eines hohen düsteren Hauses in einer Winkelgasse Amsterdams. Seine Frau lag krank darnieder, und fünf kleine hungernde Kinder schrien nach Brod.

Und der bleiche, sorgengequälte Mann — ein Abkömmling von Kornelius und Adriana — war am Ende seiner Hilfsquellen angelangt. Er besaß keinen einzigen Gulden mehr, konnte für seine hungernden Kinder kein Brod, für seine kranke Frau keine Arznei kaufen.

Verzweiflungsvoll starrte er um sich in der elenden Dachkammer. Gab es denn gar nichts mehr, was zu Geld gemacht werden konnte?

Da hing ja an der Wand das alte Bildniß seiner Urahne Adriana van Cleef — wie eine Familiensage behauptete, von Dow gemalt. Floris hatte schon mehrere vergebliche Versuche gemacht, das Bild zu veräußern; auch ihm hatten die Kunsthändler gesagt: „Das ist kein Dow! Ja, wenn das Bild ein echter Dow wäre, dann hätte es einen sehr hohen Werth, denn die Werke des alten Meisters, der so langsam arbeitete, sind selten und meistens schon ‚fest' in den Gallerien. Echte Dows kommen also äußerst selten in den Handel."

Ein Kunsthändler hatte aber für den alten geschnitzten Holzrahmen des Bildes einmal einen Gulden geboten. Daran dachte Floris jetzt, als er so nöthig Geld brauchte.

Ungestüm riß er das Bild von der Wand. Da blieb der obere Theil des morsch gewordenen Rahmens mit der Oese an dem rostigen Haken hängen und auch die Seitenleisten klafften auseinander.

Zuerst erschrak Floris heftig. Würde der Händler für einen solchen Rahmen überhaupt noch einen Gulden zahlen wollen?

Da entdeckte er mit Staunen, daß auch die Leinwand auseinander klaffte, die also doppelt war. Mit zitternden Händen trennte er sie ganz. Und einen Jubelschrei stieß er aus. Da war ja das echte wahrhafte Bild von Dow — nach einhundertsechsundsechzig Jahren kam es an's Tageslicht! Unter der schützenden Decke hatte das Bildniß sich wunderbar gut in voller Farbenpracht erhalten. So war also die Familientradition doch kein leerer Traum gewesen.

„Wir sind gerettet!" rief Floris van Knyp freudevoll. „Nach einer Stunde werden wir Geld in Fülle haben!"

Er zeigte triumphirend seiner Frau und den Kindern das echte Bild. Dann nahm er es unter den Arm und lief damit zu dem ersten Kunsthändler der Stadt.

Dieser Geschäftsmann war ein ausgezeichneter Kunstkenner. Nachdem er sich von der unzweifelhaften Echtheit des Bildes überzeugt, war er sogleich bereit zu einem Vorschuß von tausend Gulden. Es wurde vereinbart, daß das Dow'sche Gemälde auf der nächsten großen Kunstauktion zum Verkaufe ausgeboten werden solle.

Als die Auktion stattfand und das „Porträt einer jungen Dame" von Gerard Dow auf den Tisch gestellt und ausgeboten wurde, da nahmen die vielen in der Auktionshalle anwesenden Kenner die Hüte ab und begrüßten ehrfurchtsvoll das neuentdeckte Werk des alten hochberühmten Meisters.

Im Auftrag der französischen Regierung machte ein Kunstagent mit achtundzwanzigtausendfünfhundert Gulden das höchste Gebot, und so gelangte das Bild nach Paris.

Floris war nun wohlhabend geworden und sah sich in den Stand gesetzt, ein einträgliches Geschäft zu begründen. Fortan war der Glücksstern der Familie van Knyp wieder im Aufleuchten.

— — — — — — — — — — — —

Rembrandt's „Porträt eines jungen Mannes" und Gerard Dow's „Porträt einer jungen Dame" hängen einander gerade gegenüber in der Gallerie des Louvre, im „Saale der niederländischen Meister".

Und so charakteristisch und lebensvoll sind diese beiden Bildnisse, daß sie stets die Bewunderung der Beschauer erregen. Wenige davon aber wissen, daß die Beiden einst ein Brautpaar waren, und daß sie dadurch, daß sie sich von Rembrandt und Gerard Dow malen ließen, ihre Nachkommen vor dem völligen Ruin und Verderben glücklich bewahrten.

Mannigfaltiges.

Feine Diplomatie. — Der frühere Sultan der Türkei, Abdul Aziz († 1876), bereitete infolge seiner excentrischen Launen nicht nur seinen Ministern, sondern auch den bei ihm beglaubigten Gesandten mancherlei Schwierigkeiten. Einer der Letzteren, der russische General Ignatieff, war jedoch schlau genug, ihn zu überlisten und das, was er auf dem Herzen hatte, beim „Beherrscher aller Gläubigen" trotz dessen Abneigung gegen politische Gespräche zum Vortrag zu bringen. So beliebte es dem Sultan einmal, allen Mitgliedern der Diplomatie die Audienzen zu verweigern, während er die meiste Zeit damit

hinbrachte, Hahnenkämpfen, die er sehr gern hatte, zuzusehen. Da hörte Ignatieff, daß Seine Majestät neue Hähne zum Ersatz der getödteten brauche. Sofort verschaffte er sich einen schönen weißen gewöhnlichen Hahn, der ausgeputzt und mit Sporen versehen wurde, um wie ein Kampfhahn zu erscheinen, und sandte diesen in reichverziertem Käfig an den Sultan.

Die List gelang; der über das Geschenk erst hocherfreute Sultan ließ bald darauf den Gesandten nach dem Palaste entbieten, um vielleicht von diesem zu hören, weshalb der betreffende Hahn gar nicht mit einem anderen kämpfen wolle. Ignatieff erschien, untersuchte in Gegenwart des Sultans den Vogel und erklärte dann unter größtem Bedauern, daß dieser allerdings nicht im Stande sei, mit den ihm weit überlegenen eigenen Hähnen des Sultans einen Kampf zu wagen. Daraus entspann sich ein Gespräch über die Kampfhähne im Allgemeinen, und in dieses mischte der geschickte Diplomat vorsichtig alle die politischen Mittheilungen, die er dem Sultan schon längst zu machen gestrebt hatte, und erst nach langer Unterredung verließ er, vollständig informirt, den großherrlichen Palast. [—dn—]

Eine verschwundene Fischart. — Im Jahre 1879 machte der Kapitän Kirby vom Schooner „Hutchings", der den Kabeljaufang betrieb, südlich von Nantucket einen Fang von 5000 Pfund Fischen einer Art, die ihm ganz unbekannt und auch der Wissenschaft neu waren. Es waren merkwürdig große Vertreter einer kleinen, die tropischen und subtropischen Meerestheile bewohnenden Familie von Fischen. Der bis dahin unbekannte Fisch erhielt den Namen „tilefish", was man wohl mit Ziegelfisch übersetzen kann. Dieser Fisch erreichte ein Gewicht bis zu 40 Pfund und hielt sich in mäßig tiefem Wasser auf. Die Färbung desselben war lebhaft, oben blaßviolett und unten weißlich mit zahlreichen blaßgelben Flecken, besonders an der oberen Seite. Die ersten Fänge der unbekannten Fische hatte man einfach fortgeworfen, als man aber fand, daß die Thiere gekocht sehr gut schmeckten, wurde eine große Menge eingesalzen und geräuchert. In den Jahren 1880 und 1881 wurde der nämliche Fisch auch auf dem Dampfer der Vereinigten-Staaten-Fischkommission wiederholt aus Tiefen von 70 bis 134 Faden heraufgebracht und von Professor Baird untersucht. Leider war es damals äußerer Verhältnisse wegen nicht möglich, eine größere Anzahl dieser Fische behufs wissenschaftlicher Untersuchung mitzubringen. In den Monaten März und April 1882 brachten dagegen in Philadelphia, New-York und Boston einlaufende Schiffe die Nachricht, daß sie auf der See durch meilengroße Flächen gefahren seien, die mit todten Fischen bedeckt waren, welche der Beschreibung nach keine andere als Tilefische sein konnten. Nach sorgfältigen Berechnungen des Kapitäns Collins scheint es, daß eine Fläche der See von 5000 bis 7000 Quadratmeilen mit diesen Fischleichen besäet war, so daß deren Zahl auf viele, viele Millionen zu schätzen ist. Seit jener Zeit ist es trotz aller Bemühungen nicht mehr möglich gewesen, auch nur ein einziges Exemplar des merkwürdigen Fisches wieder zu fangen, so daß man schließen muß, derselbe sei entweder ausgestorben, oder doch äußerst vermindert. Die Ursache dieses großen Fischsterbens ist mit Sicherheit nicht ergründet. Professor Verill glaubt, sie sei in einem plötzlichen Sinken der Meerestemperatur zu suchen. In den Jahren 1880 und 1881 hat dieser Forscher an der amerikanischen Küste längs dem Golfstrom viele Meeresthiere fangen können, die sonst südlichen Gegenden bewohnen, während diese 1882 völlig fehlten. Damals aber war durch lange anhaltenden Nordwind außerordentlich viel Treibeis herabgebracht worden, welches ein beträchtliches Sinken der Meereswärme in jenen Theilen des Atlantischen Ozeans verursachte, und so ist es in der That möglich, daß hierdurch der Untergang jener ungeheuren Menge von Tilefischen verursacht wurde. [M. L—l.]

Humoristisches.



Naiv.

Villenvermietherin: Die Villa liegt hier, wie Sie sehen, hart am Wald. Da haben Sie den Duft der Tannen fortwährend im Zimmer. Den Geruch müssen Sie einmal probiren! Großartig! Und wie gesund das ist! Haben Sie vielleicht einen Brustkranken in Ihrer werthen Familie?

Miether: Nein!

Vermietherin: Das ist aber wirklich schade!



Der Vater weiß es.

Herr: Warum weinst Du denn so sehr, Junge?

Knabe: Mei' Mutter hat mir Schläg' 'geben!

Herr: Na, 's wird nicht so arg gewesen sein!

Knabe: Was? — Da fragen S' nur 'mal mein' Vater, ob d' Mutter nit g'hörig d'raufhauen kann!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 20:
Es sind nicht alle Freunde, die uns anlachen.

Tausch-Räthsel.

1) Leber; 2) Ausrede; 3) Seife; 4) Fühler; 5) Barke; 6) Kinkel; 7) Rede; 8) Wagen; 9) Verliebtheit; 10) Athene; 11) Amme; 12) Sperling; 13) Türkis; 14) Birke; 15) Müdigkeit; 16) Linse; 17) Gottlosigkeit.

Bei jedem dieser Wörter soll irgend eine Silbe mit den folgenden: **an, ber, de, de, de, freu, freu, ist, kei, men, ne, rer, schen, sel, stört, wer, werth** vertauscht werden, so daß ebenso viele neue Wörter entstehen. Die neu eingesetzten Silben ergeben einen Sinnspruch. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 22.

Charade.

Das Erste ist vom Erdensein
Die halbe Zeit, die dunkle Zeit;
Das Zweite schleicht im Sonnenschein
Auf Schritt und Tritt dir hinterdrein,
Ein Geist, gehüllt in Dunkelheit.
Dreisilbig ist das Ganze,
An Wegen steht's als Pflanze.

[Gustav Haller.]

Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösungen von Nr. 20:
des Logogryphs: Dohle, Kohle, Sohle; des Räthsels: Haus, Heraus.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.